

VERENA ROSSBACHER



MON CHÉRI

UND
UNSERE
DEMOLIERTEN
SEELEN

Kiepenheuer
& Witsch

ROMAN

Verena Roßbacher

Mon Chéri und unsere demolierten Seelen

Roman

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Verena Roßbacher](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Ein paar Worte vorneweg

Erster Teil

- 1 Der Brief
- 2 Feine Sahne Fischfilet
- 3 Die vier Ps
- 4 Das Mädchen für alles
- 5 Bullerbü
- 6 Der PostEngel
- 7 Das Quantenfeld
- 8 Wie alles ins Rollen kam
- 9 Das Know-how der Mohawk
- 10 Im Zweifelsfall zu Zum Bob
- 11 Indenbirken
- 12 Der Dragaschnig
- 13 Das Ende der Familienaufstellung
- 14 Prokrastinieren ist wunderschön
- 15 Der erotischste Moment
- 16 Weitere Untersuchungen
- 17 Die Erkenntnis

- 18 Egal
- 19 Mein Zuhause
- 20 Waren wir peinliche Freaks?
- 21 Hänse Quandt
- 22 Die Birnenfladen mit dem Don
- 23 Wie ich mit dem Rauchen aufhörte
- 24 Nichtraucher ist auch keine Lösung
- 25 Die Notwendigkeit eines Resets
- 26 Heilige Räume schaffen mit Feng-Shui
- 27 Ein Notizbuch ist der erste Schritt in ein neues Leben
- 28 Methodik ist alles
- 29 Ich war Avantgarde
- 30 Crop Tops
- 31 Das Ende einer großen Liebe
- 32 Aufmerksame Leser
- 33 Die gelogene Aufstellung
- 34 Wie alles auseinanderfiel
- 35 Die Zürcher Jahre
- 36 Sybille reißt aus
- 37 Vermutlich war früher alles besser
- 38 Tinder – zum Ersten
- 39 Tinder – zum Zweiten
- 40 Tinder – zum Dritten
- 41 Mein Leben als Single

- 42 Die Philosophin
- 43 Der Ruf Gottes
- 44 Sybille?
- 45 Was ist los im Kulturjournalismus?
- 46 Immerhin liebt mich der Mops
- 47 Ich habe den Zürcher Kelch geleert
- 48 Das Kommen und Gehen des Don
- 49 Erstaunliche Ereignisse
- 50 Der endlose Prolog
- 51 Diagnostizieren, eliminieren
- 52 Riegelfreuden
- 53 Bald ist Weihnachten
- 54 Ein kurzes Resümee
- 55 Das Date
- 56 Der Asiatische ist der neue Italiener
- 57 Der Brief, der Brief
- 58 Wir sind hässlich, aber wir haben die Musik
- 59 Noch mehr erstaunliche Entwicklungen
- 60 Tanzen
- 61 Was zieht man bloß an?
- 62 Die String-Theorie
- 63 Ein Abend im Tente
- 64 Veränderungen bedeuten immer Scherereien
- 65 Das Ende des Don

66 Das Fazit

67 Mirabell

Zweiter Teil

68 Fruchtlöse Bemühungen

69 Fake it

70 Aktionismus

71 Da passierte es schon wieder

72 Cola

73 Hilft vielleicht die Logik?

74 Der Anruf

75 Das Bier zur Stunde

76 Was ich von Handke gerne wissen würde

77 Was ist nur mit der Musik los?

78 Jäger der Morgenröte

79 Der Erdbeerdieb

80 Sex, schon wieder

81 Was ich alles nicht sagte

82 Gut gemeinte Vorwürfe

83 Die Seminarjunkies

84 Die Wahrheit über Socken

85 Schabowski hat recht

86 Mehr Kurse

87 Das Tierheim

- 88 Erkenntnisse globalen Ausmaßes
- 89 Viele heilige Dinge
- 90 Undurchschaubare Neuigkeiten
- 91 Nicht ganz so wie erwartet
- 92 Ein neues Konzept muss her
- 93 Das Experiment
- 94 Alles wie immer
- 95 Die frühen Sachen
- 96 Zwei Weihnachtsmänner
- 97 Fürs Karma
- 98 Mistletoe and Holly
- 99 Die Tage zwischen den Jahren
- 100 Der Hund im Baum
- 101 Wieder ein Notfallessen
- 102 Der beste Bond
- 103 Sterben üben
- 104 Langsamer Frühling
- 105 Meine reaktionäre Schwester
- 106 Das ernste Gespräch
- 107 Mein kleiner Harem

Dritter Teil

- 108 Mondän
- 109 Einfach weg

- 110 Der Alltag ist immer das Problem
- 111 Keine Diskussionen
- 112 Der Termin
- 113 Die neue Hebamme
- 114 Ich wollte nie zu den Pfadfindern
- 115 Gespräche mit Herrn Gruber
- 116 Der Besuch
- 117 Der Schokoladenkönig
- 118 Mehr Besuch
- 119 Weit in der Vergangenheit
- 120 Hey, Dragaschnig
- 121 Es spitzt sich zu
- 122 Der Samstag
- 123 Die Pfadfinderin
- 124 Nimm mich mit
- 125 Wie im Lehrbuch
- 126 Schon wieder fällt eine Bastion
- 127 Der Staub legt sich
- 128 Kein Babyblues
- 129 Der dritte Vater
- 130 Die Abreise
- 131 Keine große Sache
- 132 Gegen Ende hin
- 133 Zum Schluss

Dank

Für Mathias

Ein paar Worte vornweg

Handke sagte einmal, über Sexualität gebe es nichts zu schreiben. Er sagte, auch im Kino schaue er immer weg, Sexszenen würden alle erniedrigen, die Zuschauer wie die Darsteller. Handke und ich sind weiß Gott nicht immer einer Meinung, aber in dieser Sache muss ich ihm auf die Schulter klopfen.

Manchmal frage ich mich, ob es einfach ein riesengroßer Irrtum ist. Ob alle Filmemacher denken: Meine Zuschauer wollen Sex, also muss er rein, dabei will vielleicht kein einziger Zuschauer diesen Sex, aber alle müssen halt damit leben. Ich frage mich, ob auch jeder arme Schriftsteller sich denkt: Ach herrje, schon wieder Hunderte von Seiten, ohne dass zumindest onaniert wurde, das kauft doch kein Mensch! Ich frage mich, ob es ein bisschen ist wie bei *Des Kaisers neue Kleider*. Alle haben sich darauf geeinigt, dass der Kaiser Kleider anhat. Keiner traut sich zu sagen, dass der Kaiser nackt ist, und keiner traut sich zu sagen, dass Sexszenen einen nur demütigen.

Irgendjemand raunte mir einmal nach einer erschöpfenden Diskussion zu diesem Thema zu: »Ja, aber Charly, Sex gehört doch zum Leben dazu!« Ja, sicher. Alles Mögliche gehört zum Leben dazu, und trotzdem malträtiert man die Leute damit nicht in jedem Unterhaltungsmedium, prominentes Beispiel: Klogang. Der Klogang gehört, darin werden wir uns einig sein, zum Leben dazu. Ich wage zu behaupten, bei jedem, der nicht sein saures Geld damit verdient, geschäftsmäßig Sex zu haben, gehört der Klogang sogar mehr zum Leben als der Sex. Oder, anderes Beispiel, Träume. Ständig träumen wir! Wenn wir nicht auf dem Klo hocken,

träumen wir! Ich persönlich finde, man sollte, wenn in einem Buch geträumt wird, immer sofort in Habachtstellung gehen. Wenn ein Autor irgendwas durch einen Traum erklärt, stimmt was nicht. Er versucht, uns durch einen Traum was klarzumachen, was er mit seriösen Mitteln nicht hinkriegt, er versucht, *das Unterbewusstsein* sprechen zu lassen.

Sex, Träume, jemand, den wir auf dem Klo betrachten – falls eine dieser Rubriken für Sie sozusagen den Grundpfeiler guter Literatur bildet, sollten Sie dieses Buch schleunigst wieder weglegen. Da wir uns noch im Prolog befinden und Sie Bücher idealerweise sowieso erst einmal *anlesen*, bevor Sie sie erwerben, stehen die Chancen nicht schlecht, dass Sie das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Kaufen Sie sich was von Knausgård oder so, da sind Sie auf der sicheren Seite, Masturbation ohne Ende, Sex auf jeder Seite, und sicher träumt er ab und an was Unsinniges oder hockt auf dem Klo, das kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen, ich habe es naturgemäß nie zu Ende gelesen.

Das hier ist – nur damit wir uns da nicht missverstehen – trotzdem eine Liebesgeschichte. Irgendwie.

Apropos Handke, neulich träumte ich übrigens, Handke und ich wären auf einem Literaturfestival. Ich war im Traum selbst Autorin, mein letztes Werk trug den Titel *Der Apfelschimmel* und hatte einige Fans, aber Handke mochte meine Bücher nicht. Er hatte übrigens noch nicht den Literaturnobelpreis, ich erwähnte das im Traum auch prophetisch gegenüber einer Festivalbesucherin, ich sagte: »Handke hat noch nicht den Literaturnobelpreis, aber bald.«

Ich spazierte mit Handke Hand in Hand durch eine hübsche Landschaft, so Toskana. Er hatte duftiges Haar, fertigte später gekonnt Ravioli für mich und eine italienische Großfamilie und zeichnete interessante Bilder. Dann teilte er mir mit, dass er mich liebe.

»Aber Handke«, sagte ich, »heute Morgen noch mochtest du meine Bücher nicht!«

»Ja, heute Morgen! Jetzt liebe ich sie!«, sagte Handke.

»Ich deine auch«, sagte ich, »aber nur die frühen Sachen.«

Was soll ich sagen? Es war nur ein dummer Traum, er klingt irgendwie total ausgedacht, aber das Witzige daran ist: Genau so war es dann auch mit dem Dragaschnig.

Erster Teil

Der Brief

Als ich den Briefkasten öffnete und die Post durchsah, fiel er mir sofort auf. Der Umschlag war aus gutem, festem Papier und von Hand beschriftet. Laut Firmenadresse kam er von einer Anwaltskanzlei in Wien. Es war so ein Fall für den Brieföffner, aber genauso selten, wie man einen handbeschrifteten Brief erhielt, gab es noch Leute, die einen Brieföffner zu Hause hatten, ich jedenfalls kannte niemanden. Außer Schabowski, aber der zählte natürlich nicht. So, wie ein Spitzenkoch mit seinen signierten Messern anrückte und ein Maurer mit seiner eigenen Kelle, hatte Schabowski seinen handgeschmiedeten Brieföffner. Wer Schabowski ist? Jesus, ja, dazu komme ich bald, immerhin geht es ja um ihn, also um alle anderen natürlich auch, um den Dragaschnig und Hänse und Sybille und so weiter, aber so weit sind wir noch nicht. Ich habe ja gerade erst den Brief aus dem Kasten geholt. Oder hätte ich anders anfangen sollen? Mit diesem legendären Weihnachten vielleicht oder, keine Ahnung, damit, wie ich zur Apotheke gerannt bin wie die Teilnehmerin eines Methadonprogramms, die vergessen hat, ihre Dings, Portion, abzuholen, ihre Ration – oder nennt man das Rate? Oder, ganz schlicht, mit dem Kauf meiner ersten Latzhose? Vielleicht ja. Wie auch immer, der Hase hat sich ja eh schon vergaloppiert, wir müssen da jetzt einfach durch.

Also, Herr Schabowski, über den Sie später noch *ganz viel* erfahren werden, hätte gewiss einen Brieföffner gehabt, ich hatte keinen. Abgesehen davon hätte ich auch mit Brieföffner den Brief nicht geöffnet.

Ich öffnete den Anwaltsbrief aus Wien nicht, wie ich auch sämtliche anderen Briefe nicht öffnete, ich öffnete einfach grundsätzlich keine Briefe. Meinen Briefkasten leerte ich nur, wenn er überquoll, so alle zwei Wochen mal.

Ich steckte die Postsendungen mitsamt der Tageszeitung und den Prospekten in eine meiner Einkaufstaschen und begann, die vielen Treppen hinauf in den vierten Stock zu steigen. Auf halber Höhe begegnete mir der Typ von gegenüber, ich hatte keine Ahnung, was er arbeitete, er trug diese bügelfreien Anzughosen, die immer einen Tick zu kurz waren, und schmale, spitz zulaufende Lederschuhe mit dünnen Söhlchen, ich tippte auf Bankberater. Oder Versicherung. Er sagte Hallo, ich sagte auch Hallo. Wir hatten eine Hallo-Beziehung.

Oben angekommen lehnte ich kurz die Stirn an die Tür und verschnaufte, ich sollte mehr Sport machen. Ich sollte überhaupt Sport machen. Dann suchte ich nach meinem Schlüssel.

Ich stellte die Einkäufe in der Küche ab und öffnete das Fenster. Die Luft war abends immer noch warm, langsam wurde das ja unheimlich. Ich blickte auf den gegenüberliegenden Neubau, die Büros hinter der verglasten Front waren noch hell erleuchtet, hinter weißen Tischen saßen die Mitarbeiter mit Mundschutz und erstellten Zahnprothesen.

Ich wechselte im Schlafzimmer mein Kostüm gegen einen pinken Jogginganzug, sofort fühlte ich mich sportlich. Wenn Karl Lagerfeld behauptete, wer eine Jogginghose trage, habe die Kontrolle über sein Leben verloren, konnte ich nur sagen: Kann schon sein, Karl. Da ich aber nie das Gefühl hatte, die Kontrolle über mein Leben zu haben, gab es da eigentlich nichts zu verlieren. Karl tat mir ein bisschen leid. Karl saß bis spät in die Nacht hinein in Anzug und Krawatte auf seinem Sofa herum und hatte viel zu verlieren, ganz ehrlich, der ganze Ruhm, das viele Geld, war es das wert? Ich vermutete, Karl dachte heimlich: Eher nicht. Ich vermutete, Karl beneidete mich manchmal. Dann fiel mir ein, dass Karl tot

war, gestorben, ohne je eine Jogginghose von innen gesehen zu haben. Das Leben war nicht fair.

Zurück in der Küche öffnete ich Spotify auf meinem Handy und stellte einen Topf Wasser für die Pasta auf den Herd.

Ich habe diese Easy-Listening-Stücke nie verstanden – dieser seichte Jazzverschnitt, zu dem die Amerikaner in ihren Filmen immer so unendlich langsam zusammen auf der Stelle tanzten. Es war die langweiligste Musik der Welt, aber seit ich alleine wohnte, fand ich Gefallen daran. Sie plätscherte ohne Höhen und Tiefen dahin. Ich mochte vor allem dieses weiche Geräusch der Drum-Brushes, die bei dieser Art Musik eine prominente Rolle einnahmen, so ein Wischen und Rühren, als würde jemand mit einer stoischen Geduld die Bürgersteige kehren.

Nachdem ich mir ein Glas Wein eingekauft hatte, begann ich die Einkäufe zu verräumen. Auf dem Tisch zurück blieben die kleinen, betörend duftenden Tomaten, ein dicker Strauß Basilikum, der Parmesan und diese kanalrohrdicken Rummo-Nudeln in der poetischen Verpackung. Jeder Feel-Good-Movie beginnt so, jede Rummo-Werbung, ein würdevoll gealteter Tisch, das letzte Licht des Tages, das elegisch auf die zerklüftete Parmesanlandschaft fällt, gleich würde es sehr ausgelassen werden hier, diverse Leute würden sich dem Vorgang der Abendzubereitung widmen, einer schneidet die Tomaten, einer schmort die Zwiebeln, die Musik dümpelt dahin, ein Schluck Wein, ein sachter Kuss auf den Nacken, gebannt späht einer seiner Liebsten über die Schulter in den Topf, als hätte er noch nie Nudelwasser gesehen, Gelächter, glückliche Kinder, die haarscharf an einem vorbeidüsen, gerade noch kann man mit einer geschickten Bewegung sein Glas retten, noch mehr Gelächter, dampfende Pasta, Basilikum, der durch die Luft segelt und auf dem Sugo landet, alle reden durcheinander, so viel ist zu berichten, der Tag war wieder so spannend! Die Brass-Band tingeltangelt, der Bassist setzt zu einem geschmeidigen Solo an, aber: *scratch!*

Kennt jemand noch das kratzende Geräusch einer Nadel, die unsauber von der Schallplatte genommen wird? Nein, kaum jemand weiß noch aus eigener Anschauung, was eine Schallplatte ist, außer den Nerds natürlich, bei denen die wieder voll angesagt ist, mit sündteuren Plattenspielern und Gekreische, wenn man so eine Scheibe mal mit ungewaschenen Fingern anfasst, aber um die Nerds mache ich inzwischen einen gesunden großen Bogen. Also, niemand sonst weiß noch richtig, was eine Schallplatte ist, aber man kennt das Geräusch. Es kommt im Feel-good-Movie immer dann zur Anwendung, wenn die Idylle jäh gestört wird, die glückliche Familie gar nicht glücklich und die liebe Omama todkrank ist, in der Rummo-Werbung dann, wenn es gar nicht um Rummo-Nudeln geht, sondern darum, dass alle diese happy people keine Unfallversicherung haben, schwupp, kippt das heiße Nudelwasser um, schwupp, bricht sich einer die Finger beim Parmesanhobeln, alles schon passiert, und *scratch!* Scratch ist das Geräusch dazu.

Da lag der ganze Krempel für einen perfekten Abend, aber eben auch der Inhalt meines dummen Briefkastens. Kein Mensch war da, keiner kochte, niemand redete mit irgendwem durcheinander, niemand lachte, keine Kinder düsten irgendwohin, hier waren keine Kinder, hier war keiner, der sie zeugte, hier war nur Charly Benz, sie hatte auch keine Unfallversicherung und zudem kein bisschen Lust, die Rummo-Romantik mausallein zu bestreiten.

Mit dem guten Solinger Messer (*Seit vier Generationen und ohne jegliche Kompromisse!*) stemmte ich einen Brocken vom Käse und steckte ihn in den Mund, ich mochte das Knirschen der Salzkristalle zwischen den Zähnen – diese kleinen Freuden des Alltags!

Ach Quatsch. Ich esse gern, das ist aber eigentlich auch schon alles. Ob das ein schöner Scheiblettenkäse ist, mit dieser herrlich knisternden hauchzarten Folie drum herum, der nach dem Auswickeln so glänzend und anschmiegsam auf der Hand ruht, oder ein dreijähriger Sbrinz, bei dem es

nur noch vier Alpen in der Schweiz gibt, die den herstellen, und bei dem man mit einem extra Sbrinz-Stecher die Möckli aus dem Laib herausbrechen muss (*Nicht schneiden!*) – mir ganz egal, ich mag alles.

Ich aß Käse, überflog die Schlagzeilen der Zeitung, die Briefe packte ich in die gelbe Postkiste. Den hübschen Umschlag aus Wien betrachtete ich noch ein wenig. Ich kannte niemanden in Wien, schon gar keinen Anwalt. Mir wurde ein bisschen schlecht. Ich bekam ja schon bei der Infopost meines Stromanbieters Herzrasen. Wenn Post von meinem Stromanbieter kam, dachte ich, er würde den monatlichen Abschlag erhöhen, ungefähr um 1000 %, natürlich machte ich so ein entsetzliches Schreiben nicht auf. Ich machte überhaupt keine Post auf, aus Sicherheitsgründen. Was sollten Stromanbieter, Krankenkassen und Versicherungen einem schon Schönes schreiben? *Alles Gute zu Ihrem 40. Geburtstag, als Geschenk überweisen wir Ihnen 500 Euro.* Post vom Stromanbieter war schlimm, so ein Anwaltsbrief dementsprechend natürlich der Super-GAU.

Ich blickte auf und sah, wie der Dampf zwischen dem Topf und dem Deckel herausquoll, und drehte die Gasflamme kleiner. Dann setzte ich mich an den Tisch, trank meinen Wein aus und las die Adresse des Anwalts aus Wien noch einmal, Wort für Wort. Ich drehte den Umschlag in den Händen, vielleicht war der Brief versehentlich in meinem Briefkasten gelandet, vielleicht sollte er in den Briefkasten des Versicherungsbeamten von nebenan, aber dort stand, in rührender königsblauer Handschrift, mein Name.

Ich saß an meinem Tisch, ich ließ den Brief sinken und starrte hinüber ins zahntechnische Laboratorium. Im Hintergrund tätschelte einer hingebungsvoll mit einem Pinsel seine Trommel, sein Kollege pustete unendlich zart in die Trompete und ein anderer streichelte das Klavier. Es war die langweiligste Musik der Welt.

Feine Sahne Fischfilet

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war mir hundeelend zumute. Ich hatte am Abend irgendwann das Wiener Schreiben ebenfalls in die gelbe Postkiste geworfen, das Nudelwasser ausgeschaltet und den Parmesan aufgegessen, eine Tüte Chips (*Salt and Vinegar*) verzehrt und den Wein ausgetrunken, insgesamt natürlich keine gute Idee. Ich fühlte mich wie diese kranke Omama. Es war kein Feel-good-Movie, es war ein Melodram, und die kranke Omama, das war ich. Eine Omama, die jemand vergiftet hat. Ich schaltete das besessene Gezwitscher meines Lichtweckers aus und öffnete die Vorhänge. In der Nacht hatte es zu regnen begonnen, die Wolken hingen tief über der Stadt, von einem Tag auf den anderen hatte der wohlwollende goldene Herbst beschlossen, gnadenlos auf den Winter zuzueilen. Und so fühlte ich mich auch: Ich fühlte mich wie eine Frau, deren Zeit abgelaufen war. Mein Frühling war vorbei, der Sommer war vorbei und jetzt war anscheinend auch schon der Herbst vorbei. Gnadenlos eilte ich auf den Winter zu. Ich dachte, dass eigentlich mein ganzes Leben verregnet gewesen war.

Ich zog den Morgenmantel über, ging in die Küche und kochte mir eine Tasse Kaffee und legte ein gefrorenes Croissant auf den Toaster.

Ich las ein bisschen in der Zeitung, es ging um *Feine Sahne Fischfilet*, und ich las den Artikel sehr sorgfältig, neuerdings interessierte ich mich brennend für *Feine Sahne Fischfilet*. Aber ich wusste, dass ich mir nichts, rein gar nichts davon würde merken können. Ich hatte morgens immer ein Hirn wie eine Schnecke, nach einer Flasche Wein am Vorabend wie eine

Schnecke, die gerade einen tüchtigen Schlag auf den Schneckenkopf abbekommen hatte. Ich las hartnäckig weiter, es konnte nicht sein, dass ich von den Krisen in der Welt immer erst Wochen später erfuhr und dann alarmiert von der Trump-Wahl daherschwafelte, als die für alle anderen schon längst Geschichte war. Trump, der Brexit, der Terroranschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt – alles ging an mir vorbei. Meine Unfähigkeit, up to date zu sein, hatte mich in mehr als eine peinliche Situation gebracht, die Diskussion letztes Silvester war ein Paradebeispiel für eine dieser lächerlichen Performances.

Ich war wie immer beim Notfallessen bei meiner Chefin gewesen. Es hieß *Notfallessen*, weil es für alle veranstaltet wurde, die keine andere Einladung hatten und notfallmäßig irgendwohin mussten, um nicht traurig allein zu Hause zu hocken, sich nicht mit Rotkäppchensekt zu betrinken und sich wegen alldem – allein zu Hause und Rotkäppchensekt – nicht unendlich selbst zu bemitleiden.

Beim Notfallessen fand sich jedes Jahr eine vollkommen neue Gruppe zusammen, nur ich, Charly Benz, war immer mit von der Partie. Bei mir, dachte ich, ist der Notfall der Normalfall. Wie auch immer, ich war beim Notfallessen und es ging schon bei der Vorspeise (irgendwas im Nest, Wurzelallerlei im Nest oder so, natürlich vegan) um *Feine Sahne Fischfilet* und beim Dessert ging es immer noch um *Feine Sahne Fischfilet*. Als ich mein Nest verzehrte, wunderte ich mich noch, dass die diesjährige Notfallgruppe sich so ausführlich über Konserven ereifern konnte, bei Nussbraten und Rosenkohl ahnte ich, dass irgendetwas mit den Konserven nicht stimmen konnte. Die Notfallgruppe setzte sich in diesem Jahr aus erstaunlich vielen Journalisten zusammen. Vermutlich eine Krise des Journalismus, von der ich natürlich nichts mitbekommen hatte, jedenfalls hatten laut den Journalisten von der *Bild* bis zur *Süddeutschen*, von Facebook bis Twitter sämtliche Medien über die Konserven berichtet und erst beim Dessert begriff ich es.

»Ich verstehe!«, rief ich, ich schluckte den Bissen Orangentörtchen hinunter und deutete mit der Gabel triumphierend auf den Journalisten – er war im Politikressort bei der *Welt* –, der eben behauptet hatte, wenn jetzt sogar der *Mainstream Feine Sahne Fischfilet* applaudiere, sei der Punk tot.

»Ich verstehe! *Feine Sahne Fischfilet* ist nichts zum Essen!«

Nachdem die Tischgesellschaft in eine ungläubige Schockstarre gefallen war, um dann hysterisch zu lachen, klärte man mich huldvoll auf und nun wusste auch ich, Wochen nachdem man *Feine Sahne Fischfilet* in Dessau eingeladen hatte, dass es sich um eine Band handelte. Punkrock, wie mir die Journalisten wichtig versicherten, und weil ich ein unendlich freundlicher Mensch bin, ließ ich mir weitere Törtchen auftun und lauschte innig einem Vortrag zu der Musik von *Feine Sahne Fischfilet* (bisschen Ska, viel Deutschpunk, bisschen Indiepop) und erfuhr, dass man entweder pro *Feine Sahne Fischfilet* war (»Statement gegen Rechts«) oder kontra (»Mainstream« und »toter Punk«). Ich brachte in den Monaten nach diesem informativen Abend gerne das Gespräch auf *Feine Sahne Fischfilet*, um mit meinem neu erworbenen Wissen zu prahlen.

»Ich selbst«, fügte ich dann gerne hinzu, »bin übrigens pro.«

Ich blickte erst von meiner Lektüre hoch, als es nach Rauch roch und ich dachte, es müsse im zahntechnischen Laboratorium gegenüber ein Feuer ausgebrochen sein, vermutlich ein Kurzschluss an einem dieser sündteuren Apparate, womöglich ein versuchter Versicherungsbetrug, ein Fall für meinen Nachbarn mit den zu kurzen Hosen.

Dann holte ich das verkohlte Croissant vom Toaster und stellte das qualmende Gerät unter das kleine Dach des Balkons. Der Toaster toastete zwar noch, schaltete sich aber nicht mehr selbstständig aus, es war schlimm.

Ich schabte pflichtschuldig die Kohle von meinem Frühstück, trug das schwarze Ding und den Kaffee zurück ins Schlafzimmer und schlüpfte wieder ins Bett. Ich stopfte mir ein Kissen in den Rücken und schaute, während ich das verkohlte Croissant in meinem Kaffee aufweichte, zu, wie der Regen an den Fensterscheiben herabrann. *Feine Sahne Fischfilet*, dachte ich zufrieden. Wäre ich eine Band, ich würde gerne heißen wie ihr.

Ich war aber keine Band. Eigentlich war ich das Gegenteil einer Band. Ich war eher eines dieser illustren Ein-Mann-Orchester, die gerne vor S-Bahnhöfen herumhingen und sich sämtliche Instrumente um den Leib geschnallt hatten, eine Basstrommel auf dem Rücken, Gitarre um den Bauch, ums Fußgelenk ein Tschinellenkranz, und entweder auf einer Mundharmonika bliesen oder sangen, irgendwas von *Simon & Garfunkel*, dabei war ich nicht mal textsicher.

Ja, das war das Problem. Ich musste immer alles alleine machen, Essen kochen und Musik machen, mich vor meiner Post fürchten, einfach alles. Ich seufzte. So wie es aussah, würde ich auch meine Kinder in Eigenregie zeugen müssen, sollte ich je welche haben wollen. Ich musste mir eingestehen: Die Zeit arbeitete gegen mich. Aber, dachte ich – ich steckte mir den letzten Bissen Croissant in den Mund –, wenden wir uns den erfreulichen Fakten zu: Es war Freitag und ich war total froh, nicht ins Büro zu müssen.

3

Die vier Ps

Ich arbeitete in der Marketingabteilung einer veganen Foodcompany mit dem Namen *LuckyLili*, zu der Zeit plante ich gerade den Launch einer Reihe von revolutionären Müsliriegeln – als ob es davon nicht schon genug gäbe.

Mir war völlig klar, dass sich kein Mensch etwas unter »Marketing« vorstellen konnte.

»Können Sie sich was unter Marketing vorstellen?«, fragte ich allenthalben mal irgendwen, zum Beispiel Herrn Schabowski.

»Marketing«, sagte dann zum Beispiel Herr Schabowski anerkennend, »nun, das klingt spannend, und was –«

Ich seufzte resigniert. So war es. Alle nickten zuerst anerkennend und sagten: »spannend«, aber im Grunde hatte niemand einen blassen Schimmer, was man da so machte, und Herr Schabowski war da keineswegs eine Ausnahme.

»Marketing«, sagten die Leute in den Bars, die ich mir jeweils nach dem zweiten Drink krallte und vollquatschte. »Marketing«, sagten sie und taten über ihren Bloody Marys total interessiert, »spannend. Und was macht man da so?«

Ich schwafelte dann etwas von den vier Ps (Product, Price, Place, Promotion), der Analyse von Markt und Wettbewerb und primärer und sekundärer Marktforschung, dabei wusste ich haargenau, dass es für die Katz war. Ich verstieg mich in Theorien, die noch aus den Sechzigerjahren stammten, dabei hätte ich sagen müssen: »Ich denke über Müsliriegel

nach, die den Markt der Müsliriegel revolutionieren, obwohl er schon längst übersättigt ist.« Oder: »Ich entwerfe Slogans für vegane Tiefkühlmahlzeiten, die angeblich genauso schmecken wie selbst gekocht, dabei schmecken sie immer wie Tiefkühlmahlzeiten.«

Ich hätte einfach sagen müssen, wie es ist: »Ich mache Werbung.« Wie alle Marketingleute hasste ich es, darauf reduziert zu werden, und wie alle Marketingleute wusste ich, dass es stimmte. Die Chefin meiner Abteilung hatte es zur allgemeinen Gaudi einmal auf den Punkt gebracht: »Aus der Entwicklung kommen Geräte, wir machen daraus Produkte.« Meine Kollegen fanden das witzig, ich fand es nicht witzig. Es war nur eine prägnante Zusammenfassung dessen, was ich insgeheim die ganze Zeit gewusst hatte: Es ist egal, was man verkauft. Man muss es nur *gut* verkaufen.

Gewiss wäre es leichter gewesen, hätte ich mich mit meinem Produkt irgendwie identifizieren können, aber wie sollte ich mich mit einem Müsliriegel identifizieren? Ich war im Marketing gestrandet, wie man in der Gastro strandet oder im Verkauf. Sicher, es gab auch die Kellner aus Leidenschaft, es gab die begnadeten Verkäufer. Und es gab die, die BWL studiert hatten und dann ins Marketing gingen, weil sie Marketing schön fanden oder »spannend«. Ich selbst kannte Marketing nur aus den Büchern, die ich mir besorgt hatte, und auch das nur flüchtig. Es waren diese Bücher, so viel konnte ich mit meinen nicht unerheblichen Vorkenntnissen beschwören, es waren diese Bücher tausendmal langweiliger als der *Tractatus* von Wittgenstein und Wittgenstein fand ich ungefähr so aufregend wie Easy-Listening-Stücke, und es fühlte sich für mich beim Lesen auch so an: *Als dachte ich auf der Stelle*. Ich hatte trotz meiner fünfzigseitigen, unvollendeten Seminararbeit zu Wittgenstein nicht die geringste Ahnung von Wittgenstein. Von Marketing aber verstand ich noch weniger.

Das Interessante war: Es war egal. Ich hatte keine Ahnung von Marketing und machte einen guten Job. Diese Tatsache allein war so himmeltraurig, dass ich hätte heulen können.

Das Mädchen für alles

LuckyLili startete vor etwas mehr als zehn Jahren als winzig kleine Firma, eines dieser vielen überflüssigen Start-ups, die innerhalb kurzer Zeit wieder in der Versenkung verschwinden würden, dachte ich. Zwei Mitarbeiterinnen (die Chefin und ich nämlich) und null Chancen, die nächsten paar Jahre zu überleben, geschweige denn Gewinn zu machen. 2008 waren Veganer noch Nervbacken, die gottlob mehrheitlich unter sich blieben und als unzurechnungsfähige Fanatiker galten. Ich war aus purem Zufall da gelandet, ich war weder Veganerin noch glaubte ich an den Veganismus, ich dachte, die würden aussterben wie die Zeugen Jehovas. Tatsächlich starben die Zeugen Jehovas gar nicht aus, neulich las ich in der Zeitung, sie hätten mitgliedertechnisch seit 2017 um 1,4 % zugelegt. Bei den Veganern war der Markt indessen förmlich explodiert, *LuckyLili* dümpelte zwei, drei Jahre dahin und alle – also wir beide, Liliane und ich – rechneten quasi täglich damit, dass der Kahn absoff, aber irgendwann drehte sich das Blatt und der vegane Markt begann, Fahrt aufzunehmen. Plötzlich gab es Hunderte von veganen Bloggern, Instagram machte Essen zum Motiv, und sogar die Klimakatastrophe arbeitete für uns, Kuhfürze waren plötzlich brandgefährlich und das Kalzium in der Milch suboptimal für den menschlichen Körper. Von Jahr zu Jahr stiegen die Verkaufszahlen um mindestens 30%, und *LuckyLili* wurde zu einer dieser hippen Marken, die in keinem Biosupermarkt mehr fehlen durften – wir hatten es

geschafft. Wir waren ein Unternehmen mit über vierzig Mitarbeitern und produzierten Riegel, Müslimischungen und Tiefkühlprodukte.

Ich hatte mich damals aus schierer Geldnot beworben. Ich war eine dieser Langzeitstudentinnen mit Fächerkombinationen ohne Perspektive, mir schwante seit längerer Zeit, dass ich weder aus Wittgenstein noch Julia Kristeva einen Beruf basteln wollte, dann drehte mir der Don auch noch von einem Tag auf den anderen den Geldhahn zu und so antwortete ich auf die Annonce für das »Mädchen für alles«, und irgendwie war über die Jahre daraus Marketing geworden. Ich war prähistorisch, außer der Gründerin Liliane Rudolf gab es niemanden, der so lange dabei war, aber ich war auch insgesamt prähistorisch, weil ich in all der Zeit weder vegan noch vegetarisch geworden war, ich aß Gluten, Zucker und Weißmehl in rauen Mengen, sagte niemals Nein zu einem Glas Wein und war eine der wenigen Frauen, die noch rauchten. Ich war insgesamt kein Aushängeschild für meine Firma.

Tatsächlich aber war ich bei *LuckyLili* keineswegs unglücklicher, als ich es an der Uni gewesen war. Ich verdiente das erste Mal Geld, das war irgendwie erbaulich, und auch nach zehn Jahren regelmäßiger Lohnzahlungen war ich jeden Monat in Jubelstimmung, wenn ich meine Karte in den Bankomaten steckte und tatsächlich Scheine herauskamen. Ich wohnte zur Miete in einer Wohnung, die ich für mich allein hatte, auch das fand ich phänomenal. Und jetzt kommt's – ich spreche hier einmal darüber, dann nie wieder, wir sind ja hier nicht bei Knausgård und Co –, wenn ich auf dem Klo saß und da war kein Klopapier, wusste ich ganz genau: Es würde nichts bringen, wenn ich jemanden rief. Da war niemand. Komischerweise führte das dazu, dass ich mich erwachsen fühlte. Es führte nicht dazu, dass ich immer Klopapier zu Hause hatte, so erwachsen nun auch wieder nicht, nein, ich schlich immer wieder in gebückter Haltung mit der Unterhose in den Kniekehlen durch die

Wohnung auf der Suche nach Papiertaschentüchern. Anschließend, glücklich wieder mit der Toilette vereint, dachte ich: Nun bist du also erwachsen.

Es fühlte sich gut an.

Ich verdiente mein eigenes Geld, bewohnte meine eigene Wohnung und ich machte einen passablen Job, ohne jegliche Vorkenntnisse zu haben, das war immerhin verblüffend. Wäre es nicht derart deprimierend gewesen, hätte ich mich im Glanz meiner ungeheuren Begabung sonnen können. Nach Jahren der Eintönigkeit im Marketing musste ich mir aber eingestehen: Ich war ein gestrandeter Wal. Ein Wal, der schon zu lange im seichten Wasser lag, um noch die Kraft aufzubringen, zurück ins Meer zu schwimmen. Hier, am Ufer, würde ich entweder langsam verenden, oder aber der WWF würde auf mich aufmerksam und mich zurück ins Wasser wuchten.

Ich glaubte nicht an den WWF. Aber ich hoffte auf ihn.